Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 15 (1911-1912)

Heft: 3

Artikel: Aus dem Reiche der Armut : eine Weihnachtserzählung von einer Arbeitersfrau

Autor: Holek, Anastasia

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662434

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 24.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

E längi Zyt! Doch wart e Rung, wirds heiter i der Nacht
Und d'Glogge lüte, 's Christchind chunnt, het d'Stube heiter gmacht,
Do hets mys Chnächtli nümme bha im Tal im frömde Huus:
Am Christtag hei's en 's letztmol gseh, do syg er's Dörfli us.
Wo isch er hi? Wär frögt drno? het jede z'dänke gnue,
Wenns Wiehnechtglüt dur's Dörfli goht, gitts öppen anders z'tue —
— — — — — — — — —
Bis d'Jeger über d'Bärge sind, wo's über's Land us goht,
Was gseh sie uf der wyße Flueh, wo's letzte Tannli stoht?
Sie hei ne funde, hei ne bchönnt, 's Bätbüechli i der Hand,
Und drinn, e grobi, chrummi Schrift, e Grueß is Heimetland:
Ne Gruß für hei: er blybi do — me gseih en nümme meh —
Möcht d'obe blybe bis i Tod und möcht is Heimet gseh!
So hei's en funde, bleich und styf, sys Grab syg neume do,
Chasy! me weiß es nit, wos isch — der Großatt seits eso.
Gsehsch nüt drvo! — Und lyt er do, so deckts der Grüenhag zue.
Wenn d'aber frogsch: wie heißt der Bärg? so seit me: d'Heiwehflueh!"

Josef Reinhart.

Aus dem Reiche der Armut.

Eine Weihnachtserzählung von einer Arbeitersfrau.

Es war an einem Herbstabende. Schwere Wolken zogen am Himmel daher, und der Nordwind heulte durch die Straßen der Stadt. Die elektrischen Wagen, welche hin und her fuhren, waren alle gestopft voll; denn ein jeder, der halbwegs Geld zum fahren hatte, setzte sich nicht dem wütenden Sturme aus. Die sonst belebten Straßen mit den riesengroßen Geschäftshäusern, vor welchen die Menschen sonst massenhaft die herrlichen Auslagefenster und die vielen strahlenden Bogenlampen bewunderten, waren heute verlassen; denn ein jeder, der nicht hinaus mußte, blieb in seiner Wohnung.....

In einer seitwärts gelegenen schmalen Straße, in welcher noch lauter alte Häuser waren, wohnte in den Dachräumen, welche zwar ärmlich, aber höchst reinlich aussahen, die Familie Schubert.

Frau Schubert, eine noch hübsche, junge Frau von 30 Jahren, von schlanker Gestalt, vollem, blondem Haar und stechenden dunklen Augen, wartete mit ihren beiden Kindern Fritz und Lenchen, welche das Ebenbild der Mutter waren, schon seit einer Stunde mit dem Abendessen auf den Vater, welcher sonst immer pünktlich nach Hause kam, da er seine Familie über alles liebte und kein größeres Vergnügen fand, als des Abends in dem Kreise seiner lieben Angehörigen die freien Stunden zu verbringen.

Schubert war seit einem Jahre in der Bollmann'schen Maschinenfabrik beschäftigt, und ein jeder hatte Achtung vor diesem Manne, da er durch sein Benehmen und seinen Charakter sogar bei dem Werkmeister oft Kopfzerbrechen verursachte, da diesem noch niemals ein solcher Arbeiter vor die Augen gekommen war.

Schubert war mittlerer Statur, von kräftigem Körperbau, schwarzen Haaren, dunkelblauen Augen, aus denen sein gütiges Wesen hervorschien, und trug einen wohlgepflegten schwarzen Schnurrbart. Auch die Arbeiter fühlten sich zu Schubert hingezogen, und gar mancher von ihnen machte sich zur Vesperzeit in seine Nähe und lauschte seinen Worten, welche belehrend auf sie einwirkten.

Sehr viele von den Arbeitern waren schon seit ihrer Jugend hier beschäftigt; es waren solche schon 20—30 Jahre da. Es gab wohl nicht viel Lohn, und der Fabrikherr kümmerte sich wenig um seine Arbeiter, war er doch versichert, daß ihm keiner von diesen davonlaufen würde. Die Arbeiter, trotzdem sie untereinander klagten und jammerten, fanden nicht den Mut, ihren Brotherrn um eine Zulage anzusprechen, und so blieb es immer beim alten.

Sie sahen es nicht ein, daß ja gerade sie es waren, welche den sonst schon großen Reichtum ihres Brotherrn beständig vergrößerten, den es sehr wenig kümmerte, wie viele Millionen schwere Schweißtropfen seiner Arbeiter daran hingen.

Schubert, den es schon lange ärgerte, daß die Leute noch so vernagelt waren und kein Einsehen hatten, daß doch bloß sie allein den Mann so weit gebracht hatten, faßte bei sich den festen Entschluß, dem Dinge ein Ende zu machen. — Er hatte einige schon für sich gewonnen, denen er alles auseinandersetzte. Viele von den Arbeitern hatten aber Furcht und Schrecken bekommen, als sie von Schubert vernahmen, daß sie alle zusammenhalten sollen und daß er mit noch ein paar Männern, welche er schon auf seiner Seite hatte, vor den Fabrikherrn hintreten und im Namen aller Arbeiter um höheren Stundenlohn ansuchen wolle.

Dem Werkmeister fiel es oftmals auf, daß sich auf einmal die Arbeiter an Schubert heranmachten, und er nahm denselben scharf ins Auge.

Da, es war gerade an dem Vorabende, an welchem sie sich vorgenommen hatten, den darauffolgenden Morgen vor den Arbeitgeber hinzutreten und ihre Bitten vorzubringen, wurde Schubert noch kurz vor dem Feierabend in das Kontor gerufen, welches im Hinterhause war und in welchem der Chef mit zornigem Blick unter den Angestellten auf und ab ging. —

Schubert ging ruhigen Schrittes, mit dem Vorsatz, gleich heute offen und ehrlich seine Meinung vorzubringen. Hatte er doch bloß das Wohl

seiner Mitarbeiter im Auge, und er fürchtete den zornigen Blick seines Brotherrn nicht, obzwar er wußte, daß er vielleicht durch sein Auftreten seine Arbeit verlieren könnte.

Draußen heulte und tobte der Sturm. Schubert trat mit einem bescheidenen „Guten Abend" in das Kontor ein, als der Chef auch schon blitzschnell auf ihn zukam und ihm auf die Schulter klopfte:

„Nun, mein lieber Freund, wie ich durch den Werkmeister vernommen habe, hetzen Sie mir meine Arbeiter auf, die schon jahrelang bei mir beschäftigt sind und noch niemals unzufrieden waren. Da will ich Ihnen nun frei und offen sagen: Sie sind Vater von zwei Kindern und werden wohl wissen, daß jetzt schwer Arbeit zu bekommen ist, und trotzdem machen Sie so dummes Zeug, hetzen noch die anderen auf. Merken Sie sich: kommt das noch einmal vor, sind Sie sofort entlassen."

Schubert stand ruhig vor dem Chef und erzählte ihm offen, daß er am nächsten Tag sowieso zu ihm gekommen wäre, um mit ihm zu verhandeln.

Als der Chef streng dastand und Schubert nur mit zornigen Blicken betrachtete, schleuderte der Arbeiter ihm die Worte ins Gesicht: Er solle hingehen in die Wohnungen seiner Arbeiter und sich das Elend und die hungrigen Kinder ansehn, welche mit Ungeduld auf den Sonnabend lauern, bis der Vater die wenigen, sauer verdienten Groschen, die doch weder hin noch her langen, nach Hause bringe, da würde er sehen, wie zufrieden und glücklich seine Arbeiter leben. . . . Die Armen sind zu bedauern, daß sie von Ihnen so gefesselt sind, daß sie wirklich sehr schwer einen Ausweg finden!

„Seien Sie ruhig," befahl der Fabrikherr, und als sich Schubert noch einmal an ihn wandte, um ihm seine Meinung nochmals vorzubringen, wies der Chef nach der Tür und schrie ihn an:

„Sie sind sofort entlassen, und haben morgen bei mir keine Arbeit mehr."

Schubert verließ das Kontor. Nachdenklichen Schrittes, doch mit dem Bewußtsein, bloß das Wohl der Arbeiter zu befördern, ging er in die Fabrik zurück und erzählte dort den Arbeitern, was sich zugetragen hatte und daß er entlassen sei . . . .

Die meisten Arbeiter erschraken und sagten sich, daß sie lieber nicht vorstellig werden wollten, sonst möchte es ihnen gleich ergehen wie Schubert; und so blieb's beim alten.

Nur die wenigen, die Schubert auf seiner Seite hatte, versprachen ihm, es nicht unversucht zu lassen und später noch einmal die Sache vorzubringen.

Enttäuscht ging er nun nach Hause. — —

Der Wind hatte sich etwas gelegt und es fing an zu regnen. Schubert hatte sich den Rockkragen aufgestreift und die Mütze fester über die Stirn gezogen und mit schwerem Herzen schritt er langsam durch die Straßen, nicht auf den Regen achtend, welcher ihm schon vom Mützenrande herunter lief, sondern tief in Gedanken versunken, wie er es seiner lieben Frau beibringen möchte, ohne sie arg zu erschrecken.

Zwar war der Winter vor der Türe, aber er achtete dessen nicht, war er doch ein kräftiger Mann in den dreißiger Jahren, und hoffte er doch, vielleicht bald wieder Arbeit zu finden.

Der Arme hatte keine Ahnung, welches Schicksal ihm bevorstand und was er alles durchzumachen hatte.

Er kam bei einem Gasthause vorüber, und als ob er sich Mut holen wollte, kehrte er in dasselbe ein, was sonst nie der Fall gewesen war. Es war bereits eine Stunde vergangen, als er es verließ, obzwar er bloß ein Glas Bier getrunken hatte. Einsam hatte er in einem Winkel dagesessen und sich wenig um die anderen Gäste gekümmert, welche Billard und Karten spielten. Er hatte genug mit seinen Gedanken zu schaffen. Endlich ließen der Regen und Sturm nach, die Wolken wurden dünner und hin und wieder blickte ein Stern hindurch, als wenn sie den armen Mann, welcher um die Ecke bog und bei seinem Hause anlangte, trösten wollten.

Klopfenden Herzens trat er in die Haustüre und ging langsamen Schrittes die alte Holztreppe hinauf. Bei seiner Türe angelangt, horchte er, wie seine Frau im Zimmer auf und ab ging, und hörte gerade, wie dieselbe zu den beiden Kindern sprach: „Jetzt halte ich es nicht mehr aus, es ist noch niemals vorgekommen, daß der Vater so lange ausgewesen ist. Ihm ist gewiß etwas zugestoßen. Ich will doch einmal hinuntergehen und sehen, ob er kommt," und im Begriffe zur Türe zu gehen, ermannte sich Schubert, machte die Tür auf und trat ein, als wenn nichts vorgefallen wäre.

„Guten Abend, meine Lieben! Ihr habt euch gewiß heute um mich geängstigt. — Ich traf einen guten Bekannten von früher und dieser bat mich, mit ihm ein Glas Bier trinken zu gehen, was ich ihm nicht abschlagen mochte."

Er bemühte sich, dieselbe Laune zu zeigen, die er immer hatte, obwohl es ihm sehr schwer gelang, und setzte sich zum Abendessen nieder.

Seine Frau bemerkte aber doch, daß ihn etwas drückte, und als sie die Kinder zu Bette gebracht hatte, konnte sie es nicht mehr länger aushalten, da sie sah, daß ihr Mann ganz verstört war und die Zeitung kaum lesen konnte.

Sie ging auf ihn zu, nahm ihn um den Hals und meinte mit ängstlichen Blicken zu ihm:

„Sage mir, mein lieber Karl, ist mit dir etwas vorgefallen? Hattest du vielleicht in der Fabrik Ärger?"

„Nun, du hast recht, meine Liebe," erwiderte Schubert, nahm seine Frau bei der Hand und sah in ihre treuen Augen. Er konnte sich nicht mehr länger halten und erzählte ihr, was vorgefallen war, und daß er entlassen sei.

Frau Schubert erschrak heftig und sank auf einen Stuhl nieder.

„Beruhige dich, liebe Anna, ich werde hoffentlich bald wieder Arbeit bekommen, denn ich bin ja noch jung und kräftig, und es wird alles wieder gut werden."

Frau Schubert beschäftigte sich mit Ausbessern von Wäsche, ging auch in die Häuser, wenn sie verlangt wurde, und fühlte sich glücklich, somit ein paar Groschen zu verdienen. So konnte sie sich etwas ersparen. Es war nicht viel, bereitete ihr aber doch immerhin eine Freude.

Nun hatte sie aber auch schon einige Zeit weniger zu tun, und es fiel ihr deshalb doppelt schwer, als ihr Mann ihr diese Botschaft brachte.

Es vergingen vier Wochen. Schubert gab sich die größte Mühe, lief jeden Tag von früh bis abends aus einer Fabrik in die andere und hätte auch sehr gern andere Arbeit angenommen, konnte aber nirgends etwas finden.

Verzweifelnd kam er eines Abends nach Hause, nachdem er den ganzen Tag herumgelaufen war, ohne etwas auszurichten, hungrig, da er den ganzen Tag nichts wie einen Bissen trockenes Brot hatte, und halb erfroren, da die Kälte schon so stark vorgerückt war, wie es seit langen Jahren noch nicht der Fall gewesen war.

Der Gedanke, seine Familie noch länger hungern zu sehen, nahm ihm den Rest seines Mutes, und er sank halb ohnmächtig auf den Stuhl, der neben dem Tische stand, und fing an bitterlich zu weinen.

Frau Schubert und die Kinder weinten mit. Als sie lange so beisammen gesessen und sich ausgeweint hatten, war Frau Schubert die erste, die Mut faßte und sie nahm ihren ganz verzweifelnden Mann bei der Hand und tröstete ihn:

„Beruhige dich, mein lieber Karl, und schone wenigstens deine Gesundheit. Es wird auch wieder anders werden, ich will doch versuchen, ob nicht vielleicht ich in der Stadt Arbeit bekommen kann; wenn es auch nicht das ersetzt, was du verdienst, so müssen doch wenigstens unsere Kinder nicht der allergrößten Not ausgesetzt sein und hungrig zu Bette gehen. Die Leute wollen mir nichts mehr borgen; da sie sehen, daß du noch immer arbeitslos bist, verlieren sie auch die Lust dazu.

Ich will daher gleich morgen früh versuchen, ob ich vielleicht Glück habe, denn heutzutage nehmen sie, wo es geht, lieber Frauen als Männer,

da sich die lieben Herren wieder etwas mehr dadurch ersparen, und in der Not ist man gezwungen zu nehmen, wie es eben kommt."

Schubert schmerzte es tief, seine arme Frau in einer Fabrik arbeiten zu lassen, doch auf wiederholtes Bitten von ihrer Seite mußte er endlich nachgeben.

Den nächsten Tag ging nun auch Frau Schubert, noch zuvor ihrem hoffnungslosen Manne Mut zusprechend und ihn bittend, sich doch wenigstens einen Tag Ruhe zu gönnen, aus ihrer kalten Stube auf die Straße, um Arbeit und Linderung ihres Elends zu finden.

Sie ging aus einer Fabrik in die andere; überall vergebens.

Schweren Herzens kam sie bei einer Zigarrettenfabrik an und hier las sie am Tore:

„Lehrmädchen und Frauen werden sofort angenommen."

Ohne sich zu besinnen, betrat sie die Fabrik, und es kam ihr gerade ein Meister in den Lauf, dem sie auch gleich ihr Anliegen vorbrachte.

Er sagte ihr zu und forderte sie auf, sie solle nur gleich den nächsten Tag kommen. Die ersten acht Tage könne sie nichts erhalten, da sie doch lernen müsse; aber wenn sie sich tüchtig einübe, so könne sie in 14 Tagen schon im Akkord mitarbeiten.

Sie versprach, den nächsten Tag sofort anzufangen, und ging fröhlichen Herzens nach Hause, daß wenn auch nicht viel, doch wenigstens etwas verdient würde und es vielleicht doch möglich wäre, daß ihr Mann mittlerweilen auch etwas finde, und sie somit der größten Not wieder entronnen wären!.....

Der Schnee knisterte unter ihren Füßen. Es war ihr, als ob sie Trauermusik hörte. Ganz in sich vertieft, lenkte sie die Schritte nun nach Hause, nicht beachtend, daß ihre Hände und Füße halb erfroren. Ihr Geist weilte nur bei ihrem Mann und ihren Kindern, denen sie bald freudig ihre Nachricht mitteilte.

Schubert ängstigte sich um seine Frau und bat sie, von ihrem Vorhaben abzustehen, da sie sich leicht eine Krankheit zuziehen könnte, weil sie den Tabakgeruch nicht werde vertragen können und die Arbeit in der giftigen Luft vielleicht ihrer Lunge schade. Doch Frau Schubert ließ sich nicht mehr abbringen und ging den andern Morgen in die Fabrik.

Ihre Stubennachbarin nahm sich der vierjährigen Lenchen an, Fritz war bei einem Kaufmann im Nachbarhause einstweilen als Laufbursche. Schubert aber ging ganz untröstlich wieder auf die Suche nach Arbeit.

Frau Schubert schaffte sich unterdessen ganz hübsch in die Arbeit ein und bekam die zweite Woche gleich Akkordlohn. Wohl erhielt sie da auch nicht viel bezahlt, aber in 14 Tagen darauf kam sie schon auf 9—10 Mark in der Woche. Sie freute sich herzlich und war ganz eifrig bei der Arbeit.

Unterdessen hatte aber ihr Mann immer noch keine Anstellung gefunden, und die Not wurde daher um nichts vermindert, da doch die Kinder Schuhe und dergleichen brauchten, und der Winter so streng war, daß, wenn auch nicht den ganzen Tag, so doch öfter gefeuert werden mußte, was viel Kohle verlangte, die doch in der Großstadt sehr teuer ist!

Trotzdem Frau Schubert sich tapfer stellte und alle ihre Kräfte aufbot, um etwas zu verdienen, so wurde sie doch gewahr, daß sie es nicht lange mehr aushalten könne, da sie öfter ein Stechen in der Seite bekam, daß sie keinen Atem holen konnte. Auch hatte sie sehr oft heftige Kopfschmerzen von dem Geruch des Tabaks.

Eines schönen Tages schafften zwei Arbeiterinnen die arme Frau nach Hause, und es wurde ein Arzt gerufen, welcher meinte, daß Frau Schubert die Lungenentzündung hätte und sich sehr schonen müßte.

Nun hatte Schubert allen Mut verloren. Es rückten schon die Weihnachtsfeiertage heran, und er konnte, soviel er sich auch bemühte, keine Arbeit finden!.....

Der Gedanke, daß er vielleicht durch seine Arbeitslosigkeit sein Weib verlieren müßte, welches er mit allen Fasern seines Herzens liebte und achtete, seine armen Kinder vielleicht vor Hunger dahinsiechen lassen müßte, trieben den armen Mann fast zur Verzweiflung!....

Er fragte sich bereits im Stillen, ob es denn nicht doch besser wäre, der Sache ein schnelles Ende zu machen... Es wäre doch besser, wenn sie alle erlöst wären, und die Not hätte ein Ende.

Er wollte es nicht mehr länger mit ansehen, wie seine arme Frau von Tag zu Tag schwächer und elender wurde und seine Kinder immerfort baten um ein Stückchen Brot, das er ihnen oftmals nicht reichen konnte. Sein Herz wollte ihm brechen, — und er beschloß in einer schlaflosen Nacht, erst seine Frau und Kinder und dann sich selbst zu erschießen.

Des andern Morgens sprang Fritz voll Freuden aus dem Bette, auf den Vater zu und sagte: „Vater, ich habe etwas Schönes geträumt. Ich verkaufte Zappelmänner und brachte so viel Geld nach Hause, daß wir uns wieder einmal eine schöne warme Stube machen konnten und auch einen schönen Christbaum, und herrliche Sachen bekamen wir alle zum Geschenke. O, war das eine Pracht, ich werde es nicht wieder vergessen!"

Schubert wandte sich um und seufzte; die Tränen rannen ihm von den Wangen.

Ihr armen Kinder, dachte er, euch ist wohl nie wieder so ein Weihnachtsfest beschieden!....

Frau Schubert weinte, schlang ihre mageren Hände um den Hals ihres lieben Fritzchens, und als dieser sie so innig bat, ihn doch Zappelmänner kaufen zu lassen, er wolle ihr etwas Gutes zu essen dafür bringen,

konnte sie ihrem armen Kinde den Wunsch nicht abschlagen, und gab ihm die letzten Pfennige, die sie noch hatte. Der Knabe ging frohen Mutes und kaufte sich dieselben, um sie dann wieder etwas teurer zu verkaufen; meinte er doch, daß sein Traum in Erfüllung gehen müsse.

Fritz steckte ein Stück trockenes Brot zu sich und ging auf den Marktplatz, wo er sehr viele andere Kinder fand, welche auch wie er, Zappelmänner verkauften. —

Er sah bald, daß es nichts leichtes war, hier viel herauszuschlagen, denn die meisten Herrschaften beachteten gar nicht die armen Kinder, welche hungrig und halb erfroren ihre Waren anpriesen.

Trotzdem gab er sich die größte Mühe, etwas los zu werden und Geld nach Hause zu bringen, hatte er doch die letzten Pfennige von der Mutter herausgepreßt, und durfte er daher sein Wort nicht brechen.

Er achtete nicht auf die andern, hörte nicht, wie es bei ihm vor Hunger knurrte; nur von dem Gedanken erfüllt, etwas zu verdienen und den Eltern eine Freude zu machen, pries er seine Waren an!...

Fritz war schon zwei Tage hausieren gegangen und hatte sehr wenig verkauft; schon war der Tag vor dem hl. Abend herangekommen, und Fritz verlor fast die Hoffnung auf die Erfüllung seiner Wünsche.

Schon war es wieder gegen Abend geworden. Fritz hatte noch einige Zappelmänner umhängen, und da er sah, daß er sie nicht mehr verkaufen könne, so beschloß er, von einem Hause zum andern damit zu gehen und vielleicht auf diese Weise etwas mehr loszuwerden.

Seine Füße und Hände waren schon erstarrt und es trieb ihm schon die Tränen aus den Augen.

Er ging immer wieder durch die Straßen, einem jeden seine Ware anbietend, aber leider achtete fast niemand auf den armen Jungen.

Sie fühlten es ja nicht, wußten ja nicht, was Not leiden heißt, und steckten warm in ihren Pelzen, kümmerten sich wenig darum, ob so ein armes Kind erfrieren oder verhungern würde.

Schon schritt er hoffnungslos die großen langen Straßen entlang, sich nicht umsehend nach den herrlichen Schaufenstern, vor denen Hunderte von Menschen standen und ihre Weihnachtseinkäufe besorgten. Er sah wohl die schönen Kleider und warmen Sachen, welche er so notwendig gebraucht hätte, hatte aber jetzt kein Verlangen darnach; nur die Gedanken an seine Mutter beschäftigten ihn, und er glaubte so fest an seinen kindlichen Traum!

Da kam eine feine Dame, in Pelz gehüllt, mit einem kleinen Mädchen, welches aussah wie ein kleiner Eisbär, da es von oben bis unten in weißen Pelz gehüllt war, und kaum mit den Augen heraussehen konnte, an ihm vorüber!

Die Kleine wurde zuerst aufmerksam auf den frierenden Knaben und sagte zu ihrer Mutter:

„Sieh, Mama, den armen Jungen an, der klappert mit den Zähnen und hat ganz blaue Hände! Sieh doch, Mama, was dieser Junge für schöne Hampelmänner hat... Ach, bitte, kaufe mir doch den großen, und meinem Brüderchen auch einen; das wird eine Freude sein, wenn wir damit nach Hause kommen; da wird Papa lachen."

Die Dame ging auf den Knaben zu, welcher schon anfing zu weinen, weil er es nicht mehr aushielt vor Kälte und Hunger, und sie mußte selbst an sich halten, denn das Herz wollte ihr brechen, als sie den Knaben betrachtete.

War sie doch auch aus einer armen Familie und wenn sie auch nicht gerade wie dieses Kind hungern und frieren mußte, so hatte sie doch kein viel besseres Los gehabt.

Ihr Vater war Schneider, und als sie der Schule entwachsen war, kam sie in ein Geschäft und wurde dort später Verkäuferin, wo sie durch ihre Schönheit und ihre Liebenswürdigkeit das Herz eines reichen Fabrikanten eroberte, welcher sie später heiratete.

Daher fühlte sie doppelt die Armut, weil sie sah, wie sie jetzt ihre eigenen Kinder erziehen konnte.

Sie sprach zu dem Knaben: „Dich friert wohl recht, armes Kind, du hast gewiß auch rechten Hunger. Ich will dir zwei Hampelmänner abkaufen." Und sie griff nach den zwei größten.

Fritzchens Gesicht strahlte vor Freude, als er sah, daß die Dame nach den zwei größten langte, bekam er doch für die beiden viel mehr, als für die anderen.

„Was kosten denn diese beiden, mein Kind?" fragte die Dame und griff in ihr Täschchen, welches sie am Arme hängen hatte.

„Zwanzig Pfennige kostet der eine; der ganz große aber kostet fünfzig Pfennige," erwiderte Fritz der Dame.

„Hier mein Kind," sprach diese, „hast du für einen jeden einen Taler; gib das Geld deiner Mutter, sie soll dir etwas dafür kaufen."

Fritz wußte nicht, wie ihm geschah, griff hastig nach dem Gelde und fing an zu weinen!....

Die Dame war sehr gerührt, nahm Fritz bei der Hand und sagte zu ihm:

„Komm, liebes Kind, ich wohne gleich in der Nähe, ich werde dir etwas Warmes zu essen geben, und du kannst dir auch bei uns deine erfrorenen Glieder wärmen."

Zweimal ließ sich Fritz dieses nicht sagen und ging neben der Dame her, die ihn über alles ausfrug, worauf Fritz auch wahrheitsgetreu er-

zählte. Als er alles geschildert hatte, meinte Fritz zu seiner Gönnerin: „Wird aber meine arme Mutter schauen, wenn ich ihr heute eine schöne warme Stube machen kann, und der Vater kann sich dann auch hübsch wärmen, wenn er nach Hause kommt.“

Fritz fühlte sich überaus glücklich und merkte nicht mehr, daß ihm Hände und Füße erstarrt waren und daß er vor Hunger kaum mehr gehen konnte.

Nun waren sie bei einer sehr schönen Villa angelangt, und die Dame nahm Fritz beim Arm und führte ihn durch den Garten in das schöne Haus, welches mit übergroßem Reichtum ausgestattet war. Da glitzerte alles, und die Böden waren mit weichen Teppichen belegt.

Da machte Fritz große Augen, denn er hatte noch nie so etwas gesehen.

Als man ihn aber in ein großes Zimmer führte, welches von einem Kronleuchter beleuchtet war und sehr fein aussah, da nichts wie nur feine Möbel darin standen, an denen herrliche Verzierungen angebracht waren, erschrak er plötzlich, denn er hatte gleich beim Eingange seine eigene Gestalt erblickt, da ein großer Spiegel, in dem man sich in seiner ganzen Länge sah, sich in dem Zimmer befand.

„Komm, Kleiner,“ lege deine Sachen ab, und setze dich hier auf den Sofa, es wird nicht lange dauern, so wird dir warm werden.“

Die Dame lief in die Küche und brachte selbst dem Jungen ein warmes Essen herein, welches dieser auch, ohne sich zu scheuen, mit der größten Gier bis auf den letzten Bissen aufaß....

Nachdem er gegessen und getrunken hatte, wollte er mit seinen paar Zappelmännern, die er nun heute nicht mehr verkaufen konnte, nach Hause eilen, nachdem er sich zuvor anständig bei der feinen Dame und ihrem Liebling bedankt hatte. Konnte er es doch längst nicht mehr aushalten, bis er die freudige Botschaft nach Hause brachte, und sah er sich im Geiste schon daheim.

Die Dame sah es dem Kinde an und sprach: „Hast du noch weit nach Hause?“

„Noch eine Viertelstunde,“ meinte Fritz zu der Dame und drängte sich zur Tür.

„Warte, Kleiner; ich werde mitgehen,“ und den Jungen stehen lassend, eilte sie hinaus, um den Kutscher zu rufen, welcher anspannen mußte.

Sie selbst legte wieder ihren Pelz um, nahm eine warme Decke, eilte in das Zimmer, in welchem Fritz noch immer ganz verdutzt dastand, ergriff diesen, ohne ein Wort zu sagen, sanft bei der Hand, führte ihn aus dem Haus in den Garten, in welchem schon eine Kutsche stand, hob denselben hinein, deckte ihn mit der Decke, welche sie mitnahm, ordentlich zu und indem sie dem Kutscher sagte, wo er hinzufahren hatte, setzte sie sich

neben den Jungen nieder, welcher nicht wußte, was mit ihm geschah und dem schon nicht recht zu Mute wurde, da ihm so etwas in seinem ganzen Leben noch nicht vorgefallen war.

Endlich waren sie bei dem Hause angelangt, in welchem Fritz wohnte. Die Dame hieß den Kutscher warten und ging mit Fritz, welcher voran ging, die Holztreppe hinauf, bis sie bei der Tür angekommen waren, wo Fritz wohnte und durch deren Spalten man das schwache Stubenlicht erblickte. Die Dame klopfte an, und trat mit Fritz in das Innere der Stube. In derselben war es kalt; aber es sah reinlich aus, da Schubert, ehe er des Morgens das Haus verließ, erst die Wohnung in Ordnung brachte, die Kleine zur Stubennachbarin schaffte und dieselbe bat, seine Frau nicht außer Acht zu lassen, welche Bitte die Nachbarin auch pünktlich erfüllte.

Frau Schubert erschrak, als sie Fritz mit einer so feinen Dame hier eintreten sah. Diese ging auf die Kranke zu, reichte ihr die Hand und sagte: „Wie geht es Ihnen, liebe Frau? Durch Ihren Knaben habe ich erfahren, daß sie krank sind und ihr Mann seit langem keine Arbeit gefunden hat. Wo hat Ihr Mann früher gearbeitet?"

„In der Bollmann'schen Maschinenfabrik", antwortete Frau Schubert, schon etwas gefaßter, und auf Befragen der Dame erzählte sie nun wahrheitsgetreu, wie es gekommen war, daß ihr Mann so lange feiern mußte.

Die Dame erschrak, denn sie war ja die Frau des Fabrikbesitzers, bei dem Schubert in Arbeit gestanden hatte.

Nachdem sie der Frau noch ein Zwanzig-Mark-Stück in die Hand gedrückt, empfahl sie sich mit den Worten: „Ich komme morgen wieder, liebe Frau Schubert."

Die Dame nahm sich vor, ihren Mann, der ihr niemals eine Bitte abschlug, anzuhalten, er möge sich der armen Familie annehmen und den Mann wieder in seiner Fabrik auf dem Posten, den er früher innehatte, arbeiten lassen.

Ergriffen schritt sie auf den Wagen zu und versank in stilles Sinnen. Was sie eben gesehen hatte, schnitt ihr durch die Seele!

Sie sah Bilder aus ihrer Vergangenheit vorüber ziehn, und sie konnte sich nicht enthalten, zu weinen über das Elend der Menschen und den Unterschied zwischen ihnen.

Endlich kam sie bei ihrem Hause an und ihr Mann kam ihr schon entgegen, da er nicht wußte, wo seine Gattin hingegangen war.

Herr Bollmann war seiner Gattin gegenüber stets sehr liebevoll und achtete und verehrte sie, weil er wußte, wie edel und aufrichtig sie war, und das war es auch, was ihn so an sie fesselte. Er konnte ihr niemals eine Bitte abschlagen, mochte sie verlangen, was sie wollte.

„Wo bist du denn noch so spät gewesen, meine Liebe? Ich warte mit Ungeduld auf dich, und unsere Kleine erzählte mir schon von ihren Hampelmännern und von dem armen Jungen!“

Frau Bollmann legte den Arm in den ihres Gatten und ging langsamen Schrittes, ohne viel zu sprechen, mit diesem in das Haus. Erst als sie in ihrem Zimmer angelangt war und ihr Kleid gewechselt hatte, kam der richtige Geist wieder in sie und sie begab sich zu ihrem Gatten, um dort über die Verhältnisse der armen Leute, die sie eben kennen gelernt hatte, zu sprechen, in der Hoffnung, alles wieder zum Guten zu richten.

Herr Bollmann ließ seine Frau ruhig aussprechen, wurde aber dabei so aufgeregt, daß er es auf dem Stuhle nicht mehr aushalten konnte; er stand auf und ging in dem Zimmer auf und ab.

Als sie ihm alles wahrheitsgetreu erzählt hatte, frug sie ihren Gatten, ob er denn nicht Schubert wieder einstellen und den Leuten zum wenigsten eine kleine Unterstützung gewähren wolle, da doch die arme Frau krank darniederliege und daher um so mehr Hilfe nötig sei.

Bollmann aber wollte davon nichts wissen und meinte, Schubert müsse die Schuld nur sich allein zuschreiben, da er Arbeit gehabt hätte und er auch niemals daran gedacht hätte, den Mann aus seiner Fabrik zu entlaessn, weil er ihn soweit kannte und wußte, daß niemand etwas über ihn zu klagen hatte.

Frau Bollmann verstand es, ihren Mann aufzuklären und meinte zu ihm: „Lieber Mann, ich weiß ja, wie schwer das Unternehmen auf dir lastet; ich sehe deine grauen Haare und weiß, wie du dich sorgst und quälst um deine Arbeiter, und was es für Mühe kostet, ihnen nur immer Beschäftigung zu geben; sei gleichwohl nicht hart gegen sie; bedenke doch, durch ihren Fleiß und ihren Schweiß helfen sie dir zu deinem Reichtum! Ihnen haben wir es doch im Grunde zu verdanken, daß wir immer mehr unsere Fabrik vergrößern können; du verschaffst ihnen Gelegenheit zur Arbeit; aber sie verrichten sie und so sind wir auf einander angewiesen, und sie helfen uns ernähren, wie wir sie. Daher müssen wir stets den Arbeitern Achtung und Liebe erweisen und nicht mit ihnen allzustreng verfahren. Du wirst dabei keinen Schaden haben; denn sie werden mit doppeltem Eifer ihre Arbeit verrichten und dich auch achten und lieben lernen. So aber sind sie abgestumpft gegen dich, können keine Achtung vor dir haben, denn sie müssen bei dem geringen Lohn, den sie von dir erhalten, mit ihrer Familie hungern und darben!“

Es war viel gesagt, was ihm da seine Gattin vorbrachte, und er mußte sich stark bezwingen, um sich nicht ihr gegenüber aufbringen zu lassen.

Endlich sprach Bollmann zu seiner Gattin: „Es kann ja etwas Wahres

an dem sein, was du mir hier sagst; aber wo wären denn die Arbeiter, wenn wir Fabrikanten nicht wären? Müßten sie denn da nicht schon lange dem Hungertode preisgegeben sein? Wir sind es ja, die die Arbeiter leben lassen ....."

Frau Bollmann zuckte zusammen. Sie hatte noch niemals mit ihrem Mann über solche Angelegenheiten gesprochen und lernte denselben von der anderen Seite kennen. Es tat ihr weh; aber er mußte anders werden, mußte ihre Gesinnung teilen; war sie ja zeitlebens mit ihm verbunden, und was wäre das für ein Leben, wenn sie jetzt teilnahmslos zusehen müßte, wie ihr Mann mit ihren einstmaligen Standesgenossen umgeht und sie behandelt. Sie trat mutig auf ihren Mann zu, nahm ihn bei der Hand, sah ihn treuherzig an und sagte zu ihm:

„Mein lieber Mann, du hast dich sehr geirrt, wenn du die Arbeiter so beurteilst. Überlege, was bist du früher gewesen. Hast du dir vielleicht deinen Reichtum selbst erobert? Wo wärest du heute, wenn die Arbeiter nicht wären? Du hattest ja auch früher bloß ein kleines Geschäft und hattest durch die wenigen Arbeiter, die bei dir beschäftigt waren, Glück, und eben weil du sie ausgenutzt hast, ist das, was sich die Arbeiter selbst verdient hätten, in deine Tasche gegangen, und somit ist dein Geschäft ins Blühen gekommen, daß du nach einigen Jahren dir diese Fabrik konntest bauen lassen und noch mehr Arbeiter beschäftigen, wodurch dein Reichtum immer noch mehr vergrößert wird. Also du mußt zugeben, lieber Mann, daß nicht du es bist, der die Arbeiter erhält, sondern, daß du in der Hauptsache, was du dein Eigentum nennst, ihnen zu verdanken hast! Versuche es, ihnen etwas mehr zu bezahlen, damit sie wenigstens als Menschen leben können, und du wirst es niemals zu bereuen haben!" .....

Bollmann kämpfte mit sich. Was in seinem Innern vorging, konnte er jetzt nicht aussprechen, er wollte Ruhe dazu haben und sich in sein Arbeitszimmer begeben.

Seine Gattin sah es ihm an und trug ihm nochmals eine Bitte vor, die er ihr nicht abschlagen solle. „Verzeihe, lieber Mann; tue mir den Gefallen und gehe morgen früh mit mir zu Schubert's; morgen ist hl. Abend, wir wollen den armen Leuten eine Freude bereiten und ihnen das, was sie jetzt unter solchen Verhältnissen entbehren mußten, wieder ersetzen. Es ist unsere Pflicht, es zu tun. Nach den Feiertagen wirst du doch wohl den Mann wieder beschäftigen?"

Bollmann war so aufgeregt, daß er nicht wußte, was er seiner Frau antworten sollte. Endlich sagte er: „Ich will es mir bis morgen noch überlegen."

Er entschuldigte sich und ging auf sein Zimmer. So etwas sich von einer Frau sagen zu lassen, war ihm zu viel.

Den andern Morgen, auf nochmaliges Bitten seiner Frau, ging er endlich darauf ein, sie zu begleiten.

Als sie an dem Hause angelangt waren, fühlte er wieder seinen Stolz und weigerte sich einzutreten.

Endlich überredete ihn seine Frau, und sie gingen beide hinein.

Frau Bollmann selbst klopfte an, und auf ein freudiges „Herein" wurde die Tür von Fritz geöffnet, welcher seine Wohltäterin schon erwartet zu haben schien.

Schubert war heute zu Hause geblieben, war es doch der letzte Tag vor den Feiertagen, und somit auch keine Aussicht, daß er heute Arbeit finden würde. Er erschrak heftig, als er seinen ehemaligen Fabrikherrn mit seiner Frau eintreten sah. Was sich gestern zugetragen hatte, wußte er; daß es aber seinen Brotherrn betraf, das wollte ihm nicht in den Kopf.

„Guten Morgen," grüßte Bollmann mit seiner Frau gleichzeitig, und sie schritten auf Schubert zu, ihm freundlich die Hand reichend. „Guten Morgen," erwiderte Schubert. „Was bewegt Herrn Bollmann, in meiner Wohnung vorzusprechen? Was wünschen Sie, bitte, von mir?"

Bollmann sah in das ernste kummervolle Gesicht seines ehemaligen Arbeiters, und erkannte in ihm wieder den alten Stolz und die alte Hartnäckigkeit, die er bei seiner Entlassung bewiesen hatte. Er mußte an sich halten, um ihm nicht gleich wieder Vorwürfe deswegen zu machen.

Ein Blick seiner Frau traf ihn; er sah die Armut und das Elend in der Stube, bezwang sich und behielt seine Ruhe. „Herr Schubert, ich kenne Ihre jetzige Lage, und will Ihnen deshalb keine weiteren Vorwürfe machen, damit sie sich nicht noch mehr aufregen. Hoffentlich werden Sie sich für die Zukunft merken, in was für ein Unglück Sie Ihre Familie gebracht haben und werden klüger handeln! Sie können nach den Feiertagen wieder bei mir arbeiten und ich will Ihnen und Ihrer Familie alles entschädigen, was Sie bis jetzt entbehren mußten."

„O, ich danke, Herr Bollmann! Ich verzichte auf Ihre Gnade! Lieber will ich noch weiter mit meiner Familie hungern, als daß ich meine Ehre und meinen Charakter preisgebe! Ein Schuft wäre ich in den Augen meiner Mitarbeiter, wenn ich jetzt hintreten würde vor sie und ihnen kundgeben müßte, daß ich aus Gnade, weil mich die Not drückt, die Arbeit wieder antrete! Ich, der ich von jeher gesonnen war, die Lage der Arbeiter zu verbessern und ihnen dazu behilflich zu sein, so viel es in meinen Kräften steht, sollte mich jetzt durch einen persönlichen Vorteil bestimmen lassen, meiner Partei untreu zu werden? Nein, niemals — und sollte das Schrecklichste geschehen, ich bin auf alles gefaßt! Wir Arbeiter haben nicht viel zu verlieren. Unser Leben ist ein fortwährender Kampf ums Dasein, und wir Arbeiter haben es uns zur Pflicht gemacht,

Christkindlein. Nach einem Gemälde von F. Zimmermann.

treu auszuharren in demselben, und wenn wir auch ersehen, daß wir und unsere Kinder es nicht zu stande bringen werden, so haben wir doch die große Hoffnung, daß es, wenn wir tapfer ausharren und weiter kämpfen, einstmals so weit kommen muß, daß sich wenigstens unsere Enkel nicht so elend durchschleppen müssen und als Menschen, wie es sich gehört, leben können. Freilich wird dann kein so großer Unterschied zwischen arm und reich sein, denn dann ist es vorbei mit der Ausbeuterei der Kapitalisten und sie werden keine Macht mehr über uns besitzen!"

Bollmann wollte oftmals dazwischen fahren, kam aber nicht dazu, denn Schubert war empört und aufgeregt und ließ sich gar nicht stören.

Frau Bollmann bemerkte dies und nahm daher selbst das Wort: „Beruhigen Sie sich, lieber Herr Schubert, es soll von nun an anders werden!"

Ihr Gatte konnte sich kaum auf den Füßen halten, es war ihm zu viel, was er sich da von einem Arbeiter hatte müssen ins Gesicht sagen lassen — und nur der Blick seiner Frau half ihm, sich zu beruhigen und zu beherrschen.

„Glauben Sie vielleicht damit etwas zu bezwecken?" meinte Bollmann zu Schubert. „Ich denke, Sie werden nicht weit damit kommen!"

„Gewiß," antwortete dieser; „das heißt, ich allein natürlich nicht, aber der Zusammenhalt der Arbeiterschaft und die treue Ausdauer derselben wird zum Ziele führen. Daher verlieren wir niemals den Mut und kämpfen weiter für Recht und Freiheit. Tausend Opfer sind schon gefallen in diesem Kampfe und haben freudig ihr Leben für uns hingegeben. Dies gibt uns neue Kraft und frischen Mut zum weiteren Kampfe, und unsere Losung heißt: „Nur Zeit!"

„Nun, lassen wir das," sagte Bollmann zu Schubert, „wir werden ja sehen. Sie fangen nach den Feiertagen wieder an zu arbeiten und wir werden ja sehen, was sich tun läßt.

„Ja, gewiß arbeite ich sehr gern wieder, aber auf keinen Fall nehme ich die Arbeit früher an, als bis Sie das, um was ich damals im Namen aller Arbeiter bat, gewähren!"

Mehr Stundenlohn!

Bollmann hörte wieder die Worte seiner Frau, wie sie ihm alles erklärte, daß er dadurch keinen Schaden haben soll, — und gab nach.

„Gut denn, sie sollen es haben," antwortete Bollmann und reichte Schubert die Hand!

Dieser ergriff die Hand seines Brotherrn und sagte: „Sie sollen keinen Schaden leiden!"

„So ist's recht!" fiel Frau Bollmann den beiden ins Wort, „so soll es von nun an bleiben!"

Der Fabrikant beschenkte nun den armen Schubert und seine Familie reichlich und ersetzte ihm allen seinen Schaden.

Jetzt konnte die Armut einen glücklichen hl. Abend feiern.

Auch bei dem Fabrikanten wurde ein glückliches Weihnachtsfest gefeiert, mit einer stillen Freude, von welcher die Kinder nichts wußten.

Anastasia Holek.

(Anmerkung der Redaktion: Wir haben diese Erzählung trotz ihrer Einfalt und ihrer Einseitigkeit aufgenommen, weil sie im ganzen lebenswahr ist und in schlichter, unverfälschter Weise zeigt, wie sich die soziale Frage im Geiste der Arbeiter spiegelt und wie diese sich ihre Beantwortung vorstellen. Am Ende steckt auch etwas von dem Geiste des größten Menschenfreundes darin, dessen Geburtstag wir am 25. Dezember feiern.)

Fahrendes Volk.

In blauen Lüften schimmert Gold
Von allen dunkeln Ästen,
Und sonnig Leuchten ladet hold
Zu herbstlich warmen Festen.

Das Äpflein lacht, die Traube blinkt,
Ringsum ein Duften, Reifen —
Nur uns nicht Frucht und Ernte winkt,
Die heimatlos wir streifen.

Vorbei am grünumzweigten Haus,
Daß ich den Glanz nicht sehe!
Schön Mägdlein tritt zur Tür heraus —
Was wird mir doch so wehe?

Bin nur ein fremder, brauner Knab
Mit wirren Lockenhaaren,
Sah nie, die mir das Leben gab
Und muß im Lande fahren.

Was schaust du mich so an, du Kind,
Den großen Blick voll Tränen?
Vertrauten Welle dir und Wind
Mein Leid und junges Sehnen?

Dich segn' ich, stilles Augenpaar,
Für deine Perlenspende . .
Leis nahst du, Lichte, unsrer Schar,
Voll goldner Frucht die Hände.

Beutst sanft den Müden Labetrank —
„Komm, alter Petz! Wir zeigen
Die schönsten Sprünge nun zum Dank" —
Zwei Äfflein tanzen, geigen.

Treu folgt, als letzter Reisgesell
Das Dromedar den Kleinen:
„Fais compliment à Mademoiselle!"
Und grüßt mit Hals und Beinen.

Ein Silberlein noch in den Hut
Für unsern grauen Alten —
Nun weiter, bis am nächsten Gut
Im Dorf wir wieder halten.

Dann frisch hinab zum Strand am See —
Schon flimmert weiß Gezelte;
Die Trommel rührt! Schlaf ein, du Weh —
Der Lust das Heute gelte!

Elisabeth Lux.